



*Abrisskandidaten: Der Hamburger City-Hof, eine Gruppe von vier Hochhäusern, stammt aus den Fünfzigerjahren (Architekt: Rudolf Klophaus, Bild links). 1977 wurde ihre Fassade mit grauen Eternitplatten verändert. Im britischen Sheffield stehen die Wohnanlagen Park Hill (rechts oben). Nun auch in die Kritik geraten ist das Kulturzentrum Gasteig in München (unten).  
FOTOS: IMAGO, MAURITIUS IMAGES (2)*

VON TILL BRIEGLEB

# Was der gute Geschmack befiehlt

Die City-Höfe in Hamburg, Sozialausiedlungen in London und jetzt auch der Münchner Gasteig: Wenn Bauten nicht mehr ganz zeitgemäß aussehen, wird sofort über Abriss diskutiert. Das aber führt in die Irre

Olaf Scholz hasst die City-Höfe, sagt ein Vertrauter von Hamburgs erstem Bürgermeister, natürlich *off the record*: „Und deswegen werden sie abgerissen.“ Diese City-Höfe, das sind vier prägnante Hochhäuser der Nachkriegszeit zwischen dem Hauptbahnhof und dem Kontorhausviertel mit Chilehaus, Hamburgs Weltkulturerbe. Eigentlich müsste die Quadriga durch diverse Bekenntnisse von Scholz' Regierung zu nachhaltiger, sozialer und ökologischer Stadtentwicklung sowie durch gültige Gesetze vollends gesichert sein. So stehen die kammartigen Türme unter Denkmalschutz. Als markantes Beispiel eines Städtebaus, der nach dem Krieg den demokratischen Neuanfang in einer rationalen Architektur ausdrückte, zählt das Ensemble zu den wenigen verbliebenen Zeugnissen der modernen Baugesinnung im Stadtzentrum – allerdings bräuchte es mal eine Verjüngungskur.

Und bei dieser Gelegenheit ließe sich Hamburgs verbal fortschrittliche Stadtentwicklungs-Agenda sehr elegant umsetzen. Eine mögliche Umwidmung des Büroquartiers in bezahlbaren Wohnraum und die dadurch entstehende Belebung der nur schwach bewohnten Innenstadt passen hervorragend zum Mantra rot-grüner Stadtpolitik. Auch das Hohlgedul auf Bauen im Bestand als besonders ökologisches Vorgehen wird an der Elbe gerne gesungen. So vergibt die Stadt seit Jahren einen Preis „Zweite Chance“ für Projekte, die den Vorteil der Sanierung gegenüber dem Neubau für das Klima und das Stadtbild besonders hervorheben.

Für exakt diese Ziele gab es während der jüngsten Ausschreibung zur Zukunft der City-Höfe ein fundiertes Konzept des Hamburger Architekten Volkwin Marg inklusive denkmalgerechter Sanierung, das kaum weniger Geld in die Stadtkasse gespielt hätte als ein schließlich stiegrreicher Konkurrent. Aber dieser will das tun, was dem privaten Kunst-Urteil von Olaf Scholz und seinen Beratern entspricht: sprengen und neu bauen.

Das Abrissunternehmen, das hier zur Tat schreitet, nennt sich „Geschmack“. Die

sempfindung entwickelt bei Politikern und Planern gelegentlich sehr explosive Zerstörungswut. Das Hässliche, das dann weggang, wird meist gar nicht wegen seiner Unbrauchbarkeit planiert. Der gute Geschmack und die Bejahung des Neuen richten sich emotional vor allem gegen etwas, wofür man sich schämt, woran man nicht mehr erinnert werden möchte: die Architektur der Armut.

Hass gegen das Mittellose (ästhetisch und sozial) ist tatsächlich ein sehr treuer Begleiter der Architekturgeschichte. Das war so beim Abräumen des alten, verlinkelten Paris der Arbeiter und Tagelöhner durch Baron Haussmanns neue Stadt der Boulevards. Und Ceausescu ließ ein Fünftel der Bukarester Altstadt planieren für seinen monströsen Kitschpalast „des Volkes“ als Symbol des Wohlstands. Auch die Beseitigung der Ost-Moderne nach Einzug des Investoren-Kapitalismus eliminierte mit Argumenten der Hässlichkeit Zeugnisse einer Epoche, die in westlichen Augen als armselig galt.

## In Großbritannien sollen Sozialbauten verschwinden. Doch die sind auch Teil der Identität

Die Moderne, die Olaf Scholz so hasst, hat sich da natürlich nicht anders verhalten. Ihre Durchsetzung begann ebenfalls mit Argumenten der Hässlichkeit: „Wir sind die Abrechnung mit ihrer unmittelbaren Vorgängerin, der Stadtphilosophie des 19. Jahrhunderts. Die „Mietskasernen“ müssen weg, lautete hier das Anti-Armut-Argument. Und Le Corbusier erklärte kategorisch: „Erste Pflicht der Architektur in einer Zeit der Erneuerung ist die Revision

der geltenden Werte.“ Der Preis dieses Siegeszugs war ein horrender Verlust an dichter historischer Innenstadtbauung lange nach dem Krieg und ihr Ersatz durch Großkomplexe, die wie die City-Höfe nach Jahrzehnten vor allem traurig aussehen. Aber könnte nicht genau diese Einsicht in historische Abrissfehler die Erkenntnis zeugen, dass in einer ungeliebten Vergangenheit glorreiche Zukunft schlummern kann?

Leider siegt bei Geschmacksfragen meist das Irrationale. Und das ist wahrlich kein Lokalproblem der „Freien und Abrissstadt Hamburg“, wie sie bereits vor 130 Jahren vom damaligen Kunsthallen-Direktor Alfred Lichtwark betitelt wurde. Ob beim Palast der Republik in Berlin oder dem Kröpcke-Center in Hannover, der Ruhr-Universität in Bochum oder den Hochhäusern am Brühl in Leipzig – der Ruf der Hässlichkeit ist latent tödlich für funktionstüchtige Gebäude. Das betrifft auch die immer wieder und jetzt erneut aufkommende Diskussion um einen möglichen Abriss des Gasteigs in München. Bemäntelt mit „vernünftigen“ Kostenargumenten sammelt sich das Unbehagen gegen diese „pothässliche Duplo-Architektur“, wie man allorts lesen kann, in Vorstößen, das funktionierende Kulturerbe wegen seiner hermetischen Außenfront auszudieren.

Bei manchen demokratisch gewählten Politikern führt der Geschmacks Hass sogar zu beinahe diktatorischen Reflexen. So erklärte David Cameron vor wenigen Wochen, er werde mindestens 100 „Schrottsiedlungen“ des sozialen Wohnungsbaus in Großbritannien niederreißen lassen, weil diese „brutalen“ Gebilde der staatlichen Wohnfürsorge nur ein „Geschenk für Kriminelle und Drogendealer“ seien, und

weil sie Armut und fehlende Eigeninitiative vertiefen würden.

Diese in England „estates“ genannten Großsiedlungen, die in der Regel im kräftigen Beton- und gelbem Klinkerstil des britischen Brutalismus gebaut wurden, sind sicherlich keine Adressen nach wohlfeilem Geschmack und definitiv nicht konfliktfrei. Der Anteil, den die Architektur an der schwierigen Lage einiger ihrer Bewohner hat – die sich sicherlich besser durch Arbeits- und Qualifizierungsmaßnahmen beheben ließe – wird vom Premier der Briten aber fälschlich als ansteckende Krankheit verteuft. Und zwar mit Schaum vorm Mund.

Dabei ist allein das, was die englische Literatur, Kunst, Popmusik und der Film dieser Heimat der Armen an Stoff und Inspiration verdanken, geradezu prägend für das Bild des Landes als zeitgenössische Kulturnation. Und auch die architektonische Umsetzung dieser als soziale Utopie gebauten Wohnidee ist häufig bis ins Detail bemerkenswert. Nachfolgende Generationen von Architekten haben das längst erkannt und zeigen mit intelligenter Planung unter Einbeziehung der Bewohner, wie die Grobheit und die strukturellen Nachteile der Estates in rauen Charme und große Qualitäten verwandelt werden können. Die Alternative Abriss mobilisiert dagegen regelmäßig die Bewohner – wie im Umfeld der Olympiaplanungen in Hackney – zu Demonstrationen, in denen sie wütend die Erhaltung und die Sanierung ihrer „brutalen Schrottsiedlungen“ fordern.

Camerons Anfall von Klassenarroganz hat im Königreich einen viel berühmteren Vorgänger. Gesellschaftsfähig wurde der Hass auf Architektur durch den ewigen Thronfolger Charles mit seinem Traum

vom historischen Englandstil. 1984 bezeichnete er in einer Rede vor zeitgenössischen Architekten deren Arbeit als eine „Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln“ und die moderne Erweiterung der National Gallery als „Furunkel im Gesicht eines lieben Freundes“. Diese unsterblich gewordene Schmähkritik hat in England eine Massenkultur des Architektur-Bashings gestiftet, zu der auch ein „Carbuncle Cup“

## Wäre es immer nach der öffentlichen Meinung gegangen, gäbe es keinen Eiffelturm

für das schlimmste neue Bauwerk gehört. Dessen letztem Preisträger, dem „Walkie Talkie“-Hochhaus von Rafael Viñoly in der Londoner City – einem duschkopffartigen Riesengebilde, dessen konkave Fassade bei Sonne die Autos auf der Straße zum Schmelzen bringt –, droht sicherlich so wenig der sofortige Abriss wie seinen Vorgängern. Aber die Reputation der Architekten leidet doch gehörig unter dem medial gestachelten Volkszorn. Santiago Calatrava etwa kursiert gerade im Netz als der „meistgehasste“ Architekt der Welt, weil seine Projekte durchweg um ein Vielfaches teurer werden als beschlossen und der Gebäudezweck meist so rigide seiner Saurierskelett-Ästhetik untergeordnet wird, dass die Nutzer am Praktischen verzweifeln.

Überhaupt steht der moderne Archosaurus, der nach primär künstlerisch-formalen Kriterien und ohne Rücksicht auf die Kosten von eiteln Politikern und Managern bei sogenannten Stararchitekten in Auftrag gegeben wird, zunehmend unter „Dislike“-Beschluss. Doch diese wachsende Ablehnung von aufwendigen Sonder-

bauten ist häufig so wenig fair wie der Abriss des Hässlichen nach Bauchgefühl.

Wäre es nach der „öffentlichen Meinung“ und den Kritikern ihrer Zeit gegangen, dann hätte es weder das „Glockenturmskelett“ (Paul Verlaine über den Eiffelturm) gegeben noch die „Kloßhüssel“ (Schmähtitel für das Guggenheim Museum New York). Die London Bridge galt als „hässlichstes Gebäude“ ihrer Zeit, das Centre Pompidou, für das ein ganzer Altstadtblock zerstört wurde, empfanden die Pariser als Kapitalstunde. Und Pablo Picasso wünschte die Sagrada Família von Gaudí in Barcelona „zur Hölle“.

Alles Fehlurteile von historischen Ausmaßen, die nicht nur zeigen, wie emotional auf Architektur und Stadtplanung reagiert werden kann, sondern auch, nach welchen Kriterien das geschieht. Während Volk und Künstler sich in der Regel an den spektakulären Showprojekten der Mächtigen reiben (siehe Stuttgart 21, Schlossbau Berlin oder Elbphilharmonie), gilt der Hass von Vertretern der Exekutive in der Regel den so bezeichneten „Schandflecken“. Und leider hat deren Geschmack die Lizenz zum Abriss. Dadurch verschwinden ständig ästhetisch eher gewöhnliche Strukturen und Gebiete mit ungeheurem Potenzial zur vielfältigen Nutzung, und werden ersetzt durch propere Objekte des Geldgeschmacks mit drei Monothemen: Büro, Shopping, Eigentum.

Das muss es im Kapitalismus geben, zweifellos. Aber warum ohne Not anstelle des Alten? Platz für neuen Städtebau gibt es in den meisten Städten genug, auch in Hamburg. Wobei man auch dort den Klassenkampf des Geschmacks besser dadurch vermeidet, dass man auf die Wünsche der Menschen hört, die urbane Quartiere viel mehr lieben als großformatige Investorenprojekte. In den erhaltenen Bauzeugnissen der Geschichte bliebe dann Platz für neue Geschichte. Zum Beispiel für gemischte Wohnkonzepte mit Studenten, Flüchtlingen, Kreativen, Start-ups und Residenzen. Das wäre das Besondere, auf das eine Stadt und ihr Chef stolz sein dürfen. Denn originell wird eine Stadt eher durch Spezielles als durch seelenlosen Glanz.